

## **Montag, 1. April**

Am gestrigen Sonntag ist eigentlich nicht viel passiert – ich habe erst vier Stunden das „Antidiscrimination Law“ vorbereitet, dann einen Spaziergang zu den Anlagen hinter Walmart gemacht, die sich ein Stückchen weiterentwickelt haben: Viele Bäume wurden gesetzt und Wege gebaut, auf denen man gut spazieren gehen kann. Abends Essen im Hotel, wo die Verständigung so einigermaßen klappte.

Heute Morgen rechtzeitig beim Frühstück, dann vor der Veranstaltung noch kurz in der Uni. Zu Binbin sage ich, ich hätte nichts dagegen, wenn man meine Veranstaltung auf Video aufnehme, aber ich müsse erst die Studenten fragen. Das tue ich dann, aber sie sind sehr unentschlossen. Als ich frage, wer dafür sei, reckt sich vorsichtig eine Hand; Gegenstimmen keine. Also mit eins zu null angenommen, bei 30 Enthaltungen. Kein überwältigendes Ergebnis. Einer will noch wissen, ob man da groß im Bild erscheine und wo die Kamera stehe; ich sagte, das wisse ich nicht. Außerdem könne ich nicht sagen, ob die Kamera jemanden „heranzoomen“ könne, schließlich gehöre ja die Kamera der Uni, und da sei nicht unbedingt mit der neuesten Technik zu rechnen.

Beim Kündigungsschutz selbst durchaus Interesse, wenn auch kein überwältigendes. Irgendwie kennen sie mich auch schon. Vielleicht haben sie ja sogar das Skript vom letzten Durchgang, dann ist was ich sage erst recht nicht mehr neu.

In einer Pause sagt mein teaching assistant, er hätte auf der Website gelesen, dass die Veranstaltung morgen ausfalle und auf den nächsten Sonntag verlegt werde. Dieser wurde zum Werktag erklärt, da der Donnerstag ein Feiertag ist und man dann das Wochenende einfach um einen Tag vorzieht. Ein anderer bestätigt die Verlegung, mir ist davon nichts bekannt, aber letztlich ist es ja egal. Nach Ende der Veranstaltung erfahre ich dann bei der Verwaltung, das müsse eine Verwechslung sein, von Verlegung keine Spur. Man könne aber alle Studenten erreichen und ihnen auf ihre Handys mitteilen, dass die Veranstaltung morgen wie vorgesehen stattfinde.

Mit den Videoaufnahmen wird es nichts. Es sei der CUPL so eilig, dass sie eine schon vorhandene Aufnahme von einer anderen englischsprachigen Veranstaltung benutze, obwohl

ich den morgigen Tag angeboten hatte. Nun ja, sie sind halt ein bisschen eigenartig organisiert.

Gestern Abend hatte ich ein längeres Telefongespräch mit Haichen geführt, die gerade mit dem Flugzeug von Shanghai angekommen war. Ja, sie seien unterschiedlich organisiert, die deutschen und die chinesischen Unternehmen, die sie ja beide bei McKinsey zu beraten hat bzw. berät. Die Deutschen wollten immer Zahlen haben, zu allen Fragen, meinte sie, die Chinesen nicht. Was da denn das Wichtigste sei, wollte ich wissen, vielleicht, dass der Output stimme, aber da hatte sie keine so richtige Antwort parat. Jedenfalls waren wir uns einig, dass da sehr viel mehr improvisiert werde. Sie findet es toll, wenn sie mal nur einen 12-Stunden-Tag hat; die Kunden würden eben sehr hohen Einsatz verlangen und im Übrigen in China gar nicht so viel bezahlen wie in Deutschland. Ich erzähle ihr ein bisschen von dem Gespräch mit Philip Lazare, das interessiert sie sehr, wenn ich es richtig wahrgenommen habe. Die Frage ist, ob wir uns am nächsten Sonntag treffen. Es gäbe viel zu besprechen, u. a. zu ihren Erfahrungen bei Eon, für dessen Betriebsräte ich in nächster Zeit ein Seminar machen muss. Auch wie sie die Arbeitszeit durchhält (sie jammert schon hin und wieder) und wann sie sich was anderes sucht, sollte man mal von Angesicht zu Angesicht besprechen. Sie muss zwar wegen McKinsey diskret sein, aber wir hatten bei ihrem Besuch in Biberach (vielleicht ein dreiviertel Jahr her) durchaus Techniken entwickelt, wie man sich trotzdem verständigt. Ob sie am Sonntag wirklich Zeit hat, weiß sie nicht; die Taxizeit von einem Hotel zum andern wäre gut eineinhalb Stunden. Treffen in der Stadt irgendwo dazwischen setzt voraus, dass ich einen Taxifahrer finde, dem ich den Zielpunkt verständlich machen kann.

In der Uni ist es kalt, weshalb ich ins Hotel gehe. Zu Hause feiert man Ostern, aber das ist ziemlich weit weg. Mit Skype klappt es so einigermaßen. Gegen 4 Uhr bin ich wieder in der Uni, weil ich mit Libin Xie verabredet bin. Er kommt pünktlich. Wir entscheiden uns für einen Spaziergang, denn die Sonne scheint und der Wind weht, so dass die Luft einigermaßen gut ist. Wir wollen zum nahen Aufzug, aber Zeng Binbin merkt es und kommt: Mein teaching assistant komme in fünf Minuten, wir sollen erst noch dableiben. Er kommt dann, nicht um mir zu sagen, dass die Veranstaltung morgen früh stattfindet, sondern weil er mir die Bibliothek morgen nicht zeigen kann, da er zusammen mit seinem Jahrgang einen Auswärtstermin hat. Also vereinbaren wir, dass wir uns heute um 6 Uhr treffen, da dann Libin Xie in seine Lehrveranstaltung muss.

Ich spaziere mit Libin Xie über den Campus. Was von der neuen Führung zu halten sei? Das sei eine Gruppe, die nur ihre eigenen Interessen verfolge. Man habe zehn Jahre, um sich und seine Familie reich zu machen. Da schaffe man schon vorher das Geld und manchmal auch die Familie ins Ausland, und wenn die zehn Jahre rum seien, würde man auch abhauen und sich so etwaigen Nachforschungen entziehen. Da sei eine Monarchie doch viel besser: Da würde man auf Nachhaltigkeit achten, denn der Sohn und der Enkel müssten auch noch zu vernünftigen Bedingungen König sein. Nun ja, das ist eine ziemlich harte Ladung, immerhin vom Leiter der rechtsvergleichenden Abteilung der Deutsch-Fakultät kommend, Verfassungsrechtler von Beruf. Wie löst man so einen Unsinn auf, denn der Fürst ist ja auch nur auf das eigene Interesse (und das seiner Sippe, genannt: Dynastie) bedacht, weshalb ihn in Europa selbst die schlimmsten Reaktionäre nicht mehr wollten. Wenn das, was Libin Xie sagt, stimmen würde, hätten sie das Land nicht so entwickelt, sondern halt die Bodenschätze ausgebeutet wie in Russland.

Wenn man konkret wird, erzählt er dann auch ganz andere Dinge. Xi Jinping sei keineswegs reich, auch seine Frau hätte halt als Sängerin verdient, aber das sei absolut minimal gegenüber dem Unternehmereinkommen der Frau von Wen Jiabao. Auch Li Keqiang, der neue Ministerpräsident, sei „sauber“. Und er erzählt die neueste Geschichte. Die Frau von Li Keqiang sei Professorin an der Hochschule für Wirtschaft und Handel in Beijing und nehme nie auf ihren Mann und seinen Beruf Bezug. Vor kurzem habe sie Besuch gekriegt vom Vater eines Studenten, oberster Polizeipräsident in einer Provinz. Der habe sie zu einem Abendessen eingeladen und gemeint, sie solle ihren Mann mitbringen. Der habe aber keine Zeit, sagte sie, viel zu viele Termine. Da wäre der Polizeipräsident sauer geworden und hätte erklärt, da sei ihm noch nie passiert, er sei schließlich eine wichtige Person. Da habe sie ihm dann gesagt, wer ihr Mann sei, und der Polizeipräsident sei „klein mit Hut“ geworden.

Wir reden über sein Lieblingsthema, die verfassungskonforme Interpretation. Es sei sogar verboten worden, die Verfassung in Urteilen zu zitieren. Das stimmt nicht ganz: Es gibt eine Art Verordnung des Obersten Volksgerichts, die die Rechtsquellen nennt, die man zitieren muss, wenn sie im konkreten Fall einschlägig sind, und da ist die Verfassung nicht dabei. „Draufsetzen“ könnte man sie durchaus, was er zugesteht. Er hätte einen Freund beim Obersten Volksgericht, der würde mal zusammen mit seinen Freunden eine verbindliche „Interpretation“ erlassen, deren Art. 1 lauten würde: Der Richter ist in erster Linie an die Verfassung gebunden. Ich denke, das sei sehr unchinesisch, und sage, man solle lieber kleine

Schritte machen: Wenn so eine „Interpretation“ 15 Artikel habe, so müsse bei Art. 13 im zweiten Absatz halt stehen, dass sich die in Abs. 1 vorgestellte Interpretation zu einem nicht besonders wichtigen Problem auch aus der Verfassung ergebe. Dann könnte es vielleicht funktionieren. Er stimmt zu, kritikfähig ist er schon.

Er ist ein guter Freund von Liu Fei, der Fang in vielerlei Hinsicht kritisiere. Man könne hoffen, dass es jetzt besser klappe. Ich versuche, ihm zu vermitteln, dass es weniger um die Personen als darum gehe, in welchem Geist die Rechtswissenschaft weiterentwickelt werde, doch da gibt er nicht viel Kommentar dazu ab. Ich hatte auch auf der Website gelesen, dass Heringa und Liu erklärten, die Law School habe sich zu wenig um den Arbeitsmarkt gekümmert. Es stimmt, dass sie keine Veranstaltungen wie in den USA gemacht hat, aber die ersten beiden Absolventenjahrgänge sind ohne jede Ausnahme untergekommen. Fang hat deshalb eine Auszeichnung gekriegt (die er sich vielleicht bestellt hat), aber Untätigkeit zu monieren, wenn man eine 100 % - Quote hat, ist schon ein starkes Stück. Es wäre interessant zu wissen, was Fang dazu auf seinem Blog geschrieben hat.

Gegen sechs Uhr kommt mein Assistent und wir gehen mit seiner Karte in die Bibliothek. Es sind ziemlich viele Leute in dem CESL-Raum, wo die Bücher der Law School stehen. Die Bücher sind nach dem Zufallsprinzip sortiert: Das steht ein russisches über die Entwicklung der sozialistischen Demokratie von 1972 neben einem „EU Competition Law“ von 2010 und einem GATT-Handbuch. Die gute Chance, zu einem bestimmten Gebiet alles Vorhandene auf ein oder zwei Regalen zu finden, ist so vertan. Ich finde auch eine Reihe deutscher Bücher, u. a. einen Kommentar zum EG-Vertrag, durch Lissabon völlig überholt. Hier wissenschaftlich arbeiten zu wollen, wäre ziemlich unsinnig. Ich entdecke „meinen“ Arbeitsrechts-Kommentar bei Nomos, 1. Auflage, der Assistent macht gleich ein Foto mit seinem Handy. Dann holt er das Ding raus; innen steht, es sei von Frau Prof. Dr. Herta Däubler-Gmelin, ehemalige Justizministerin, dediziert worden. Der edlen Spenderin herzlichen Dank, mein Ansehen beim Assistenten wächst beträchtlich. Ich will dann noch rauskriegen, ob eigentlich das englische Buch von Brown über chinesisches Arbeitsrecht da ist. Im Katalog könne man keine lateinischen Buchstaben eingeben, meint der Assistent, ich glaube ihm das nicht und gebe sie einfach selbst ein. Es klappt, aber der Brown ist nicht da. Immerhin zwei Jahre alt und unmittelbar einschlägig. Von Frau Hao ist auch auf Chinesisch nichts zu finden, ich weiß nicht, ob sie ein Buch verfasst hat.

Mao hat ein kleines Büchlein mit dem schönen Titel: „Wider die Buchgläubigkeit“ geschrieben. Auf subtile Art wird sein Rat hier umgesetzt.

## **Dienstag, 2. April**

Ich rede vier Stunden über Antidiskriminierungsrecht und beginne mit dem allgemeinen Gleichbehandlungsgrundsatz. Das Nicht-Berücksichtigen bestimmter Leute bei Leistungen, die „alle“ kriegen, finden die Studenten auch nicht gut. Ob es den Gleichbehandlungsgrundsatz im chinesischen Recht gebe, will ich wissen. Niemand weiß es, ich vermute: nein, weil ich mich nicht erinnere, etwas Derartiges gelesen zu haben. Nun gibt es aber natürlich keine umfassende Gesamtdarstellung auf Deutsch oder Englisch, auch der nicht aufzutreibende Brown hätte da nicht weitergeholfen, da er nur das Arbeitsvertragsgesetz von 2008 behandelt, und dieses erwähnt den Gleichbehandlungsgrundsatz nicht. Ich erzähle von den Erfahrungen der BASF in Nanjing, wo die Personaler ein ganz egalitäres Lohnsystem ohne viele Sonderleistungen einführen wollten und dabei auf den Widerstand der chinesischen Arbeiter gestoßen waren. Diese wollten (und wollen) eine besondere persönliche Anerkennung (meine Studenten nicken heftig), die BASF-Manager hätten geglaubt, in einem sozialistischen Land zu investieren und da seien doch alle gleich (meine Studenten amüsieren sich köstlich). Man sei in China manchmal weniger egalitär als sonstwo, sage ich, und erzähle von Jinan: 25 Minuten vor Zugabfahrt seien wir zum Bahnhof gekommen, wie in China üblich. Die große Bahnhofshalle, wo man warten musste, war ziemlich kalt, aber überall „VIP-Lounges“ von großen chinesischen Banken, wo es natürlich sehr schön warm gewesen wäre. Ich hätte zwar ein Konto bei einer dieser Banken, aber vom VIP-Status sei ich weit entfernt. Deshalb seien wir da nicht reingekommen und hätten halt gefroren. Ich würde vorschlagen, auch für „VIP-Lounges“ zu sorgen, wo „unimportant persons“ einen Unterschlupf finden könnten; über die Abkürzung freuen sie sich.

Im eigentlichen Antidiskriminierungsrecht kommen wir auch zu Mobbing und Harassment; ich beschreibe das im Einzelnen, auch den Fall mit dem gemobbten Arzt, den das BAG zugunsten des Arztes entschieden hat. Ihnen sind solche Sachen nicht bekannt, weder aus der Praxis oder der Zeitung noch aus der Rechtswissenschaft. Woher das wohl komme, dass es so etwas in Europa erst seit ungefähr 20 Jahren gebe? Sie entwickeln keine Fantasie, akzeptieren aber die These, dass das zumindest auch eine Folge des Wettbewerbs zwischen den Beschäftigten sei, der eben in den letzten 20 Jahren stärker geworden sei. In der Pause kommt

dann eine Studentin und erzählt, sie habe eine Freundin bei einer Bank. Die arbeite im Erdgeschoss, während im ersten Stock die Abteilung für die VIPs sei. Der Manager kritisiere immer die im Erdgeschoss Tätigen, sie würden schlechte Arbeit leisten, während die VIP-Spezialisten keine Fehler machen würden. Die hätten doch auch viel weniger zu tun, bestätigte sie meine Vermutung, auch hätten sie die sachkundigeren Kunden. Die Mehrheit der Beschäftigten arbeite im Erdgeschoss, auch da waren wir uns einig. Die Beschimpfung der Mehrheit ist von Mobbing weit entfernt, da solle man halt den Manager auch ein bisschen ärgern, da gäbe es schon Methoden. Das akzeptiert sie.

Dass Frauen diskriminiert werden, wird von den weiblichen Teilnehmern bestätigt. So ganz konkret wird man nicht, aber eine sagt in der Pause, man habe schlechtere Einstellungschancen, weil die Arbeitgeber fürchten, wegen einer Schwangerschaft Störungen und Nachteile in Kauf nehmen zu müssen. So ist es halt in der Marktwirtschaft.

Nach der Veranstaltung gehe ich in die Kantine und treffe vor der Türe den Deutschlehrer Felix Kruppa: Ich solle gleich reingehen, sie seien jetzt: 12 Uhr 20 schon beim Aufräumen. So war es auch, aber ich erwischte noch Gemüse, Reis und Tomaten mit Ei – gesund lebt man so, wenn ich das einige Zeit durchhalte, brauche ich bei allen Hosen wieder einen Gürtel.

Mein Büro ist kalt wie eh und je. Ich habe eine Mail von Qi Hong bekommen, wonach ich in China wegen des Doppelbesteuerungsabkommens keine Steuern bezahlen muss. Also muss ich in Deutschland bezahlen, was sehr viel unangenehmer ist, aber immer noch besser als zwei Mal zur Kasse gebeten zu werden. Ich will nachfragen, wie ich meine bisher gezahlten Steuern wieder zurückbekomme, nur ist für die Anrede wichtig: Ist Qi Hong ein Mann oder eine Frau? Binbin klärt mich auf: Einsilbige Vornamen sind weiblich, bei zweisilbigen (genauer: bei solchen mit zwei Zeichen) kommt es darauf an. „Hong“ heißt „rot“, ist nur ein Zeichen und also handelt es sich um eine Frau. Sie hätten aber einen Studenten, der mit Vornamen „Rote Fahne“ heiße, das sei ein Mann, es könnte aber auch eine Frau sein. Ob der Name aus der Kulturrevolution stamme, frage ich. Dumme Frage, denn dann müsste der Student über 40 Jahre alt sein, und das gibt es in China nicht; sie sind alle Anfang zwanzig. Also gab es auch noch in den neunziger Jahren Leute, die ihr Kind „Rote Fahne“ genannt haben. Nun ja, warum nicht. Hoffentlich ist er keine Lusche. Wie ihn wohl seine Freundin anredet? In meiner schwäbischen Heimat würde man vielleicht „Fähnele“ zu ihm sagen („Fähnele, sei net so blöd“).

Ich organisiere das Programm für den Rest der Woche: Am Donnerstag kommt Frau Du von Dagong, am Freitag treffe ich abends Michael Sunnus, den deutschen Sozialattaché und einstigen stellvertretenden Justiziar der IG Metall, sowie am Samstag Yufei, meine (erfolglose, aber nette) Chinesisch-Lehrerin. Am Sonntag, der hier ja wieder ein Werktag ist, hat Haichen Zeit, das freut mich.

Nach dem langen Telefongespräch mit Sunnus und den E-Mails gehe ich ins Hotel, bereite den morgigen Tag vor und schreibe Tagebuch. Dann sollte ich noch einen kleinen Text für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes schreiben, aber darüber schlafe ich einfach ein.

### **Mittwoch, 3. 4.**

In der Lehrveranstaltung sind nicht alle da. Morgen ist "Totengedenktag" und dann kommt Freitag und Samstag das vorgezogene Wochenende; da empfiehlt es sich schon, rechtzeitig nach Hause zu fahren. Ich rede weiter über Antidiskriminierungsrecht, u. a. über positive Maßnahmen wie die Quote. Der Grundgedanke, dass einige strukturell benachteiligt sind und deshalb eine gezielte Förderung brauchen, leuchtet ihnen ein. Die Quote erscheint ihnen dann aber etwas fremd, die Geschichte über das Gespräch mit dem Politbüromitglied von 1997, der uns eine Stunde lang über dieses Thema befragte, saugen sie richtig auf; man könnte eine Stecknadel fallen hören. Über die Geschichte mit der Versicherung freuen sie sich: 700 Frauen, 300 Männer, alle 25 Direktoren Männer, nicht nur jetzt, sondern während der letzten 30 Jahre. Und nun bewirbt sich einfach eine Frau und bekommt Schadensersatz bis zur Rente, weil sie nicht genommen wird. Das sei eine Menge, finden sie, aber ungerecht sei es nicht. Schließlich habe ich auch eine Stunde lang mit dem Richter telefoniert, wie man das am besten begründen könne.

Die zweite Hälfte war dann Teilzeit und Befristung. Die Teilzeit spielt in China keine Rolle, nur für Studenten, die einen Nebenjob haben. Deshalb empört sich auch niemand dagegen, dass das Teilzeitarbeitsverhältnis nach dem Gesetz ein „hire-and-fire“-Arbeitsverhältnis ist. Möglicherweise werden es die Arbeitgeber jetzt entdecken, weil man ihnen die Leiharbeit durch die Gesetzgebung von Ende 2012 weniger attraktiv gemacht hat.

Nach der Veranstaltung erzählt mir mein Assistent („Immanuel“ mit europäischem Namen), dass sich die Studenten zwischen meiner Lehrveranstaltung und der von Frau Hao entscheiden mussten. Eine parallele Durchführung wie in den Vorjahren – sie das chinesische Recht, ich die Rechtsvergleichung – sei nicht in Betracht gekommen, weil ich als „distinguished professor“ für zwei „credits“ (also 36 Stunden) einzusetzen war. Da wären nur noch 18 für Frau Hao geblieben, und damit war sie nicht einverstanden. Folglich hat man eine Alternative daraus gemacht und sie hat das chinesische Arbeitsrecht im letzten Semester angeboten. Vier „credits“ für Arbeitsrecht hätte bedeutet, dass man das Arbeitsrecht hätte zwei Mal auf der Liste der besuchten Lehrveranstaltungen erwähnen müssen, und das sehe komisch aus und würde die Arbeitgeber auch nicht freuen. Daran würde auch die Bezeichnung „comparative labour law“ nichts ändern. Ich werde wohl nächstes Jahr einfach „Comparative Law“ machen und dieses ausschließlich an arbeitsrechtlichen Beispielen exemplifizieren. Schließlich lebt man ja nicht zum ersten Mal in einer Marktwirtschaft und kennt die Vorstellungen der Arbeitgeber. Vor dem Eingang zu unserem Gebäude treffen wir Zeng Binbin und Ma Anna. Zeng, die ja für die Lehre verantwortlich ist, weicht meiner Frage nach der Alternative aus, auch Nachfragen hilft nicht. Da gibt es ein chinesisches Gespräch mit Ma Anna, und dann sagt mir Zeng, ich hätte Recht, es sei in der Tat eine Alternative gewesen. Immanuel sagt mir noch, Frau Wintermuth hätte wie die chinesischen Professoren die Ergebnisse dadurch verbessert, dass es 10 von maximal 100 Punkten für die hin und wieder kontrollierte Anwesenheit gegeben habe. Weitere 10 bis 20 Punkte könne man für gute Antworten geben. Ist ja interessant, hätte ich gerne schon früher gewusst. Ich frage dann Zeng Binbin und sie bestätigt es. Ich könne es machen, wie ich wolle. Ich werde die neuen Regeln nächsten Montag ankündigen und ab Dienstag praktizieren.

Haichen hat eine Mail geschickt; am kommenden Sonntag wird es nichts, weil sie im Auftrag des Kunden nach Changchun muss. Schade. Wir müssen in den folgenden Tagen eine Möglichkeit finden, und ich mache ihr ein paar Vorschläge.

Um 15 Uhr habe ich Sprechstunde, aber nach der Veranstaltung war eine Studentin zu mir gekommen und hatte ganz freundlich gesagt, ich solle nicht in meinem Büro warten, da komme niemand, weil ja morgen Feiertag sei. So war es dann auch; allerdings schien die Sonne, es war warm und man konnte es gut in dem Büro aushalten.



Den Drucker nicht nur zu haben, sondern auch in Gang zu setzen, war eine Aufgabe mit beträchtlichem Aufwand. Drückt man einfach auf das „Print“ – Zeichen, rührt sich gar nichts, auch gutes Zureden hilft nicht. Man muss den Vorgang mit „Control und P“ einleiten. Dann wird einiges angezeigt. Dort muss man erst die richtige Druckernummer unter vieren auswählen und die zu druckenden Seiten bestimmen; wenn man dann auf „print“ drückt, klappt es tatsächlich. Die Besonderheit ist, dass man immer nur einen Schritt gesagt kriegt (Zeng Binbin macht es freundlich), wegen des nächsten muss man dann wieder fragen. Ich drucke die zwei Texte zum Rating, da ich mich ja morgen mit Frau Du von Dagong treffe. Auch sind die Fahnen für „Internet und Arbeitsrecht“ zu erwarten und die muss ich ausdrucken können.

Im Hotel schreibe ich noch meinen Beitrag „gegen Verhandlungen mit den Verleihern“ um, Verdi sieht es anders, aber der Beitrag ist für den Fachbereich bestimmt, der die frühere IG Druck fortsetzt. Dort löse ich mit meiner Kritik an der herrschenden Gewerkschaftsposition Freude aus. Wiedemuth von verdi schreibt den Beitrag „pro Verhandlungen“ und schiebt alles auf die Hausjuristen; die hätten gesagt, es sei keineswegs klar, dass Equal Pay gelte, wenn man keine Tarifverträge mehr abschließe. Im Grunde wollen sie die flexible Negertruppe, weil man im Krisenfall dann nicht selber dran ist. Das schreibe ich so nicht, sondern nur, dass „manche“ dies der Gewerkschaft unterstellen würden. Da kann es niemand wegzensieren. Der Beitrag für die Antidiskriminierungsstelle wird auch noch fertig; sie werden sich vermutlich freuen.

Um 6 Uhr treffe ich mich mit drei Studentinnen zum Abendessen. Wir gehen in das koreanische Restaurant gleich an der Ecke, wo man Fleisch auf einer Art Holzkohलगrill brät. Ich will mal nicht von Politik reden, sonst wird es zu penetrant. Neben mir sitzt eine, die kein Englisch mag; „gezwungen“ hätte man sie, diese Sprache zu lernen, und der Zwang ist ersichtlich und hörbar kein guter Lehrmeister. Schräg gegenüber sitzt eine kleine Dicke aus Jiangsu, die in Nanjing studiert hat, mir direkt gegenüber eine große Dürre, die aus Anhui stammt. Alle drei haben Jura studiert und das Staatsexamen absolviert. Viele multiple-choice-Fragen waren dabei zu beantworten; es könne sein, dass auch mal zwei oder drei Antworten richtig seien. Über das Diplom machen sie sich keine großen Sorgen, für den nächsten Jahrgang werde es allerdings schwierig, da fehle eine Zusage von Hamburg, dass es wirklich einen „double master“ gebe. Bei der Unterschriftensammlung zugunsten von Fang hätten sie nicht mitgemacht; da komme doch nichts raus, was man ja jetzt sehe. Ihr ganzes „Dormitory“

hätte sich nicht beteiligt; der Schlafraum als die unterste Zelle der Gesellschaft. Von einer geplanten Demonstration wussten sie nichts. Ninon hatte mir zwar per Mail die Quelle genannt, aber die sitzt in Hamburg und kann nicht befragt werden. Über die Organisation der „Flying faculty“ wundern sie sich, denn sie gehören ja zum ersten Studienjahr und haben das noch nicht erlebt. In der Tat sei man nach dem Economy-Flug müde, müsse dann drei oder vier Tage unterrichten, anschließend korrigieren und fliege dann wieder nach Hause. Und fürs Ganze bekommt man nur die Unkosten ersetzt. Würde ein chinesischer Professor wahrscheinlich so nicht machen.

Sie wollen wissen, in welchen Ländern ich war und welche Sprachen ich spreche; ich jammere ein wenig, dass es mit dem Chinesischen nicht weit her sei. Ich erzähle, dass ich im Spanischen nur meine eigenen Vorträge auswendig gelernt hätte, dadurch hätte ich den Wortschatz zur Verfügung, den ich üblicherweise benutze (neben Elementarausdrücken). Aus dem Lehrbuch zu lernen „Morgens stehe ich auf, wasche mich und ziehe mich an“ (wie es mein Langenscheidt-Büchlein „30 Stunden Spanisch“ Lektion 1 nahegelegt hatte), sei Quatsch, denn das erzähle ich ja niemandem. Das ist ihnen neu und leuchtet ihnen ein.

Warum ich einen Bart hätte, will eine wissen. In China kann man so was fragen, ohne dass man damit aufdringlich erscheint. Ich überlege ein wenig und sage dann, Ende der sechziger/Anfang der siebziger Jahre sei dies ein Zeichen des Protests gewesen, und ich hätte es halt beibehalten.

Wir kommen aufs Lernen zu sprechen. Ich berichte (ohne Namensnennung) von Philippe Lazare und seinen Erzählungen über das fünfjährige Adoptivkind, das schon ein volles Programm für den ganzen Tag hat. Ja, so sei es; man müsse wirklich schon bei der Einschulung ca. 100 Zeichen kennen. Meist die einfacheren, aber man muss mindestens seinen Namen schreiben können, und das könne manchmal ganz schön kompliziert sein. Da habe man doch kaum Zeit zum Spielen und insbesondere nicht zum kreativen Spielen, meine ich. Sie sagen, darüber hätte man schon in der Jugend ihrer Eltern diskutiert, aber es habe sich kaum etwas geändert. Was eigentlich mit den Kindern sei, die sich der Lernerei verweigern, will ich wissen. Die Antwort ist so, dass es das eigentlich nicht gebe. Erste These: Die Kinder würden bestraft. Ja, sage ich, dann sind sie traurig, aber da lernen sie deshalb noch lange nicht. Man arbeite auch sehr viel mehr mit „incentives“, hieß es dann, man motiviere die Kinder so, dass es ihnen Spaß mache. Ein Stück Schokolade gegen zwei Zeichen; bei Enkel

Benjamin würde es nicht unbedingt klappen. Was mit Kindern sei, denen es an Begabung fehle? Nun ja, sie würden dann halt was anderes machen, z. B. Koch werden. Ein Koch würde ganz gut verdienen, bis zu 10.000 Yuan im Monat. Nur muss man da natürlich auch Energie und Disziplin aufbringen und gute Rezepte lernen, denke ich mir. Eine Hilfsschule als Ausweg wird nicht genannt. Niemand hat sich auch überlegt, dass es versteckte Begabungen geben könne, die erst später zur Entfaltung kommen und die dann im deutschen System z. B. Betriebsratsvorsitzende werden können, auch wenn sie ursprünglich nur einen Hilfsarbeiterjob hatten.

Irgendwie kommen wir dann doch auf die Politik zu sprechen. Einige seien in der KP, weil sie in den öffentlichen Dienst wollten, sonst gebe es keinen Grund. Die kleine Dicke ist Mitglied, die lange Dürre Kandidatin. Sie muss alle drei Monate einen Bericht schreiben, wie sie sich zu einer besseren Kommunistin weiterentwickelt habe; ob auch das Mitglied noch Berichte schreibt, ist einfach nicht rauszukriegen. Ob sie den heutigen Abend auch in ihrem Bericht erwähne, will ich wissen. Nein, man schreibe nicht über Alltagserlebnisse, sondern nur über einen größeren „Event“. Ob so ein Längnasenprofessor da nicht auch ausreichen könnte? Wäre doch hübsch, wenn da drinstünde, selbst „der Deutsche“ habe gemeint, unter der Führung der KP hätten sie eine Menge vernünftiger Dinge zustande gebracht. Aber das frage ich nicht. Stattdessen sage ich, die Berichte könne man doch aus dem Internet holen – ein Grinsen, ja so sei es. Später sagt Herta am Telefon, das könne auch ein ziemlich taktisches Verhalten sein. Die Ausländer müssen die Angst vor den bösen Kommunisten verlieren und deshalb macht man sich so wenig „überzeugt“ wie möglich. Dafür spricht, dass bei jeder Gelegenheit das Argument mit den Berufschancen im öffentlichen Dienst auftaucht. Das mag ja stimmen, aber es dauernd so offen zu betonen, dass es keinen anderen Grund gebe als diesen vordergründigen Opportunismus, das tut man doch nicht im Ernst: Erstens macht es keinen guten Eindruck und zweitens könnte es zumindest einige geben, die das nicht sagen, um als überzeugte Genossen da zu stehen und dadurch noch bessere Chancen zu haben. Es wäre durchaus eine denkbare (und sinnvolle) Übung, einheitlich eine bestimmte Sprachregelung gegenüber Ausländern zu praktizieren. Dies hat dann auch den Vorteil, dass man nicht über die internen Diskussionen berichten muss, sondern einfach sagen kann: Das interessiert mich nicht, immer bloß blabla. Denn überzeugen kann man die Ausländer ja doch nicht, und es wird einige darunter haben, die ihrer Obrigkeit über die Interna der KP berichten würden.

Beim Bezahlen werden wir gefragt, ob wir eine „fapiao“, eine Quittung wollen. Sie wundern sich, dass ich weiß, was man im öffentlichen Dienst damit machen kann; deutliche Anerkennung, ich würde mich in China gut auskennen. Sie kriegen die fapiao, denn die kleine Dicke kann ersichtlich was damit anfangen.

### **Donnerstag, 4. April**

Um 10 Uhr will Frau Du kommen, ich bin eine Viertelstunde früher in meinem Büro. Sie kommt pünktlich, zusammen mit Li Xiaolu, sie kennen sich ersichtlich seit langem. Im Gespräch stellt sich dann heraus, dass Frau Du bei Fang Liufang promoviert hat.

Frau Du ist viel weniger ängstlich als das letzte Mal; vielleicht liegt es auch an mir. Auf dem Schreibtisch liegen die ausgedruckten Fahnen von „Internet und Arbeitsrecht“; ich erzähle ihr kurz, dass ich über alle die Veränderungen schreibe, die das Internet im Arbeitsleben hervorruft: Man kann besser kontrollieren (über das Firewall-System), Namen von Beschäftigten kommen ins Netz. Manche wie z. B. angestellte Lehrer sehen sich einer anonymen Bewertung ausgesetzt. Darf die Gewerkschaft jedem Beschäftigten eine E-Mail schicken, kann der Betriebsrat unter die Blogger gehen und eine Diskussionsplattform aufmachen? Das interessiert sie durchaus, ohne dass sie einen Transfer in die chinesischen Verhältnisse hinein versucht.

Sie ist bei Dagong für das Länderrating zuständig. Für die Bewertung der Fähigkeit, Schulden in Zukunft zu begleichen, sei das BIP pro Kopf weniger wichtig als bei den amerikanischen Ratingagenturen. Vielmehr komme es darauf an, ob die Regierung in der Lage ist, Stabilität zu garantieren, ob sie einen Entwicklungsplan für das Land habe und ob sie in der Lage sei, ihre Vorstellungen auch durchzusetzen. Das leuchtet ein; China hat – genau wie Deutschland – die Note AA+, Australien hat AAA. Die USA sind bei A. Man kann das im Einzelnen im Internet unter „dagong“ nachschauen. Ich hatte ihr empfohlen, sich mal das Buch von Wilkinson und Pickett anzuschauen: Eine in jahrelanger Sammelarbeit zusammengestellte Masse an empirischen Untersuchungen über das Verhältnis zwischen dem Maß an Ungleichheit in einem Industrieland und so wichtigen Dingen wie Kriminalität, Lebenserwartung, Glück, Krankheitshäufigkeit, Selbstmordrate usw. Das Erstaunliche daran ist, dass die Werte generell schlechter werden je mehr Ungleichheit besteht. Dies lässt sich

auch für die durchaus unterschiedlichen Einzelstaaten der USA belegen. Selbst die Reichen würden in den extrem ungleichen Staaten schlechter leben. Das muss sich alles doch auf die langfristige Zahlungsfähigkeit auswirken, wer sein Geld für Gefängnisse statt für Bildung ausgibt, wird eher in wirtschaftliche Probleme kommen. Das sieht sie irgendwie ein, aber sie will sich da nicht festlegen. Wie ist es, wenn eine Langnase eine Idee hat? Frau Hao hatte mir mal aus ihren Erfahrungen im Ministerium erzählt: Niemals sagt man der Langnase, dass man ihrer Anregung gefolgt ist. Sonst kommt sie sich zu wichtig vor und posaunt es womöglich noch in die Welt hinaus, so dass es keine gute Idee der Ministerialbeamten mehr ist.

Eigentlich wollte ich sie ja in ihrem Büro besuchen, um bei dieser Gelegenheit vielleicht noch andere Leute von Dagong kennen zu lernen; entsprechend hatte ich ihr gemailt. Aber sie war dafür, in die Uni zu kommen – für mich natürlich bequemer. Sie hatte außerdem noch ein Treffen mit Fang vereinbart, also alles gut nachvollziehbar. Nur schließt das überhaupt nicht aus, dass sie dann in ihrer Firma die Beurteilungskriterien etwas anreichert und damit an sozialem Ansehen gewinnt. Das Buch von Wilkinson und Pickett hat sie jedenfalls schon mal gekauft und ein Stück weit gelesen.

Dass die Kinder keine Zeit hätten, auch mal ohne Leistungsdruck zu spielen, will sie nicht gelten lassen. Sie habe einen Sohn von fünf Jahren, der habe viele Ideen beim Spielen und den rege man dazu auch an. Na ja, so eine kluge Mutter hätte ja auch nicht jedes Kind, sage ich – damit ist das Problem erledigt.

An der zentralen Rolle des Dollars werde sich in absehbarer Zeit nichts ändern. Der Euro sei ja derzeit keine rechte Alternative, meinte ich, das sah sie genauso. Die US-Wirtschaft sei die innovativste – wie sie das hinkriege, wisse man auch nicht. Da muss jemand von McKinsey ran, denke ich im Stillen. Ich sage, es sei ja keine Kunst, wenn man Herr der eigenen Währung sei, dann eben immer mehr Schulden zu machen; das sei eben der Unterschied zu Staaten wie Spanien oder Griechenland. Aber irgendwann habe das auch ein Ende, weil man die Zinsen nicht mehr bezahlen könne. Der Dollar sei nur dann in Gefahr, wenn ihn auf der ganzen Welt niemand mehr wolle, meint sie. Das sei aber in absehbarer Zeit nicht zu erwarten, selbst wenn China ein höheres Sozialprodukt pro Kopf (in 20 Jahren) habe. Dann würden sie ja vier Mal so viel wie die USA produzieren, sage ich – aber der Finanzsektor sei in den USA viel stärker entwickelt, meint sie. Wie war das noch mal? Man macht sich klein und streicht die These von der Website „China has the potential to be the world’s leader“.

Wenn man dann stark genug ist, wird man dies sehr schnell vergessen haben. So lässt sich im Gespräch wenig Erkenntnisfortschritt gewinnen.

Ich erzähle ein bisschen von den reichen Chinesen, die ihr Geld nach Australien bringen. Privatjets würden sie einsetzen, habe ich in dem Papier von Lazare gelesen, weil sie offiziell nur 50.000 Yuan pro Jahr ins Ausland bringen dürfen. Da es keine größeren Scheine als 100 Yuan, also etwa 12 Euro gibt, ist ein Millionentransfer ein Problem, weil man ja nicht einfach überweisen kann. Da reicht dann auch ein einzelner Koffer nicht mehr aus – ganz abgesehen davon, dass es nicht schön wäre, am Flughafen damit erwischt zu werden. Sie nimmt solche Dinge zur Kenntnis, ohne sie zu kommentieren, aber sie widerspricht auch nicht. Die Vermögensverteilung in China selbst würde durch den Geldexport etwas egalitärer – versuche ich zu kalauern.

Großes Interesse an den Prozessen gegen Standard & Poor's. Ich hatte ihr mein Aufsätzchen aus der NJW, ca. 3 ½ Manuskript-Seiten, geschickt, aber Dagong war nicht in der Lage, es ins Chinesische oder ins Englische zu übersetzen. Und so jemand will Marktanteile in Europa gewinnen. Auch das Englische auf den Powerpoint-Präsentationen, die ich zur Vorbereitung gelesen hatte, war nicht immer korrekt und auch nicht immer nachvollziehbar. Wenn man Hosenkнопfe produziert, ist mangelhaftes Englisch nicht so schlimm, aber eine Rating-Agentur, die sich auch in Europa etablieren will? Sie lebt von ihren Rezepten und Methoden, und deshalb müssen diese picobello sein. Es gibt ja wohl bald eine EU-Verordnung, die eine ausdrückliche Haftung einführt; auch hätte ich gehört, dass in Italien eine Verurteilung von Standard & Poor's zu Schadensersatz erfolgt sei. Das solle ich ihr unbedingt verschaffen, sie will das wissen. Nur: Wie wäre es mit einem kleinen Auftrag? Ich sage das natürlich nicht, da müssen sie schon selbst draufkommen. Abends suche ich dann bei Google; offensichtlich ist die EU-Verordnung noch nicht im Amtsblatt erschienen. Im Übrigen erzähle ich ihr, wie schwerfällig die EU-Gesetzgebung sei. Erst müsse alles in 22 Sprachen übersetzt sein, und dann durch eine Gruppe geprüft werden, ob die Übersetzungen auch immer zu einem deckungsgleichen Inhalt führen – so sei sie halt, die Willensbildung in Europa. Für die Chinesen heißt dies, sich nach Deutschland und den USA zu orientieren, nicht nach der EU oder der Eurozone.

Sie meint, die Deutschen hätten rechtzeitig ihren Arbeitsmarkt flexibilisiert, das sei das Geheimnis ihres aktuellen Erfolges. Nun wäre das 1 % Wachstum für 2013 in China so etwas

wie eine absolute Katastrophe, aber für Europa ist es halt anders. Nein, meine ich, nicht der flexible Arbeitsmarkt sei die Ursache, sondern das technische Know how, auch die Arbeitsdisziplin, hier und da die Kreativität. Die Hartz-Reformen hätten auch bei rein wirtschaftlicher Betrachtung mehr Probleme geschaffen als gelöst – sie glaubt mir das aber nicht so recht. Gut sei die Bewältigung der Krise gewesen, sage ich – man habe nach deren Ende sofort mit voller Kraft weitermachen können, weil man eben kaum jemanden entlassen hatte. Das war (ausnahmsweise) wirklich richtig (und in vollem Widerspruch zu allen Restriktionen des Kurzarbeitergeldes im SGB III, aber das will ich ihr – weil zu kompliziert - nicht vermitteln). Der Gedanke, dass die europäischen Südländer nicht mehr abwerten können und deshalb arm dran sind, weil der überlegenen Konkurrenz aus dem Norden ausgeliefert, sieht sie noch ein. Dass dies aber auch dem deutschen Export schadet und dass wir ggf. zahlen müssen, um den Zusammenbruch des Euro zu vermeiden – das will sie nicht so recht gelten lassen. Eigentlich ist es doch nicht so schwer zu verstehen: Da hat einer immer Überschüsse, und dann gehen sie am Ende flöten, weil er die andern retten muss. Wäre es da nicht sinnvoller, bei uns die Löhne und Preise nach oben zu verschieben, dadurch den Export zu drosseln und so auch den anderen wieder die Chance zu geben, auf eigenen Füßen zu stehen? Zwischen Erfolg und Pyrrhus-Sieg wird da nicht unterschieden bei Dagong.

Wir reden noch über die Geschichte mit Fang Liufang, die sie als seine frühere Doktorandin genau kennt. Ich erzähle ihr, wie ich letzten Mal überlegt habe zu vermitteln, aber ich hätte keine Chance gesehen. Bruha, mit dem ich mich eigentlich ganz gut verstanden hätte, habe halt ein richtiges Feindbild aufgebaut. Fang der Böse, der sogar den Angestellten des Fachbereichs verboten habe, mit ihm, Bruha, zu sprechen. Das sei natürlich Quatsch gewesen, aber Bruha habe sich in China auch gar nicht wohl gefühlt, irgendwie hätte er direkt das Gefühl gehabt, in Feindesland zu sein. Das findet sie so ungerecht, dass sie Tränen in den Augen hat, Fang sei doch ein bekannter Professor in ganz China, ob ich das wisse? Ja natürlich wisse ich das (Schließlich hatte ich ja Gao aus Shanghai mal gefragt, und der kannte ihn). Ich bitte sie, Fang meine Grüße auszurichten, sie freut sich. Ich bringe auch noch ein bisschen zur Sprache, dass es wohl nicht nur ein persönliches, sondern auch ein strukturelles Problem sei, aber da lässt sie sich nicht darauf ein.

Das Gespräch war insgesamt ein sehr harmonisches, wir haben gewissermaßen direkt Freundschaft geschlossen. Ich werde sie sicher wiedertreffen, wenn ich wieder nach China komme, und natürlich auch keine Kritik an Dagong üben. Hätte ich versucht, nach

traditioneller deutscher Art alles gründlich zu Ende zu diskutieren, wäre sie wohl spätestens nach einer Stunde davongelaufen. Als Dank für die Literatur hat sie mich sogar zum Mittagessen eingeladen, sich aber natürlich (was man so nebenbei bemerkt) eine fapiao geben lassen.

Wir trennen uns etwas nach zwei Uhr. Eigentlich hatte ich mit Li Xiaolu einen Ausflug zur chinesischen Mauer geplant, aber es regnete so erbärmlich, dass wir beschlossen, das nicht zu machen. Stattdessen drucke ich (erfolgreich!) die inzwischen per E-Mail eingetroffenen Fahnen von „Internet und Arbeitsrecht“ aus und mache mich ans Korrigieren.

### **Freitag, 5. April**

Um 10 Uhr treffe ich mich mit Li Xiaolu, die allerdings – ganz unchinesisch – zehn Minuten zu spät kommt. Später stellt sich dann heraus, dass sie bis nach halb zehn geschlafen hat – braucht man eben bei dem Job. Das Wetter ist immer noch schlecht, aber es regnet nicht mehr. Der Ort an der chinesischen Mauer, den sie ausgesucht hatte und den sie auch noch nicht kannte, liegt 150 km weg, da kann man weder im Taxi noch im Linienbus hinfahren. Bis Badaling sind es nur 20 km, aber das kennen wir schon. Also ist ihr Vorschlag, auf eine „Strawberry exhibition“ zu gehen, dort könne man mit dem Bus hinfahren. Warum nicht mal eine „Erdbeerausstellung“? Also gehen wir zur Bushaltestelle vor dem Campus und warten auf den Bus. Sie kriegt vom Fahrer einer anderen Linie heraus, dass es die Nr. 59 ist. Nach vielleicht 25 Minuten kommt diese auch, ist aber ziemlich voll. Und da wir keine erfolgreichen „Drängler“ sind, kommen wir nicht mit; sogar die zwei Leute vor uns in der Schlange müssen wieder aussteigen, weil sonst die Türe nicht zugegangen wäre. Li Xiaolu meint, der nächste Bus sei weniger voll, mag sein, aber jetzt bin ich für Taxi. Am Eingang zum Campus steht ein illegales. Die Fahrt soll 70 Yuan kosten, immerhin ist die Entfernung zur Ausstellung 25 Km, da kann man sich eigentlich über den Preis nicht beklagen.

Die Ausstellung erweist sich als der „Changping Agricultural Carnival“, für den überall mit Plakaten geworben wird. Also so eine Art „Grüne Woche“, mit vielen Ausstellungshallen, wo man aber unentgeltlich reinkommt. In den einzelnen Hallen hat es zahlreiche Pflanzen, in jeder Halle eine bestimmte Sorte: Es gibt also eine Tomatenhalle, eine Bohnenhalle, eine Erdbeerhalle usw. Die Früchte sind natürlich schöner als sie im Dußlinger Garten wären; sie werden ja auch aufmerksamer gepflegt und befinden sich in einer ihnen entsprechenden



Temperatur und Atmosphäre. Es sind eine Unmenge Menschen hier; ersichtlich hatten viele die Idee, wegen des schlechten Wetters in die Ausstellung zu gehen und keinen Ausflug zu machen. Die (aus Vorurteilen gespeiste) Vorstellung, in China solle man unbedingt eine wattierte Weste tragen, weil man durch die vielen Leute immer gestoßen werde, könnte hier ein Stückchen empirische Untermauerung erfahren.

Ich rede mit Li Xiaolu über vieles, über Benjamin, Florian und Sophia, über die Deutschen in China, auch über die CESL. Herrn Heringa, den europäischen Co-Dekan, hat sie bisher nur bei einer Dienstbesprechung gesehen, obwohl er vier Wochen lang da war. Wie er als Mensch sei, könne man noch nicht sagen. Wenn man knapp vier Wochen hier ist, sollte man als Ko-Dekan (und gerade in der schwierigen Situation mit den Konflikten in der Vergangenheit) mit jeder Person (es sind nur 6 oder 7) eingehend gesprochen und vielleicht auch zu Abend gegessen haben – der Herr Kollege hat ersichtlich wenig Verständnis für den Umgang mit Chinesen und speziell mit Untergebenen. Man wird ja sehen; er muss gestern angekommen sein und wohnt in Ninons Appartement.

Was meine Steuergeschichte angeht, so meint Li Xiaolu, was man mal bezahlt habe, das bekomme man höchstwahrscheinlich nicht mehr zurück. Doppelbesteuerungsabkommen hin oder her – das sei halt so. „Da könnte ja jeder kommen“ würde man bei uns sagen. Nun ja, es ist ja keine Katastrophe.

Für den Rückweg erwischen wir nach einer Viertelstunde Warten einen Bus. Mit der Uni-Karte kann man ihn gratis benutzen, sonst hätte er einen halben Yuan, also 5 Cent gekostet – und das bei 25 km! Das sind so Restbestände von Gleichheit aus einer früheren Zeit. Wir fahren an einem Gebäude vorbei: „Da war Tschiang Tsching inhaftiert“, sagt Li Xiaolu, die Frau und Witwe Maos, die zur Viererbande gehört hatte. Ich will wissen, was die an vielen Häusern und Gartenzäunen befindlichen Transparente mit Inschriften bedeuten. Es sind wohl in der Regel politische Parolen, sie will sie aber nicht übersetzen. In ihrer Heimstadt hätte es mal eines gegeben, das aus der Reihe getanzt sei. Es war ein Hochhaus gebaut worden, wohl eher illegal und von irgendeinem Profiteur. Die Nachbarn litten unter dem Schatten, den es warf: „Wir wollen mehr Sonne“ hätten sie geschrieben, das habe längere Zeit da gehangen. Aber natürlich hätte man das Hochhaus nicht wieder abgerissen. Auch wenn es nicht um Protest gehe, könne es kluge und dumme politische Parolen geben, meine ich, aber sie geht nicht darauf ein.

So eine Ausstellung (und natürlich standen wir im Bus, mit der Schulter in Fahrtrichtung, das sei sicherer, was stimmt) ist für mich durchaus anstrengend, anstrengender als die Fahnenkorrektur. Aber heute ist nun mal das Programm ein anderes und um 4 Uhr kommt ein offizieller Taxifahrer, den Li Xiaolu aufgetrieben hat und der mich zur deutschen Botschaft bringt. Er fährt einen erheblichen Umweg, Protest sprachlich nicht möglich und auch aussichtslos, deshalb kostet es 165 Yuan. Durch viel Staus bedingt, dauert es rund anderthalb Stunden, aber ich komme gerade noch zur vereinbarten Zeit an.

Michael Sunnus erwartet mich. Er ist jetzt viereinhalb Jahre hier, hat seinen Aufenthalt als Sozialattaché um ein Jahr verlängern können. Bevor er sich vor 4 ½ Jahren in sein Abenteuer stürzte, hatte ich ihm mein damaliges Tagebuch geschickt und mich mit ihm am Frankfurter Flughafen getroffen. Langes freundschaftliches Gespräch. Er hatte damals noch Angst, weil er mal zwei Monate lang Mitglied der DKP gewesen war, aber offensichtlich sind unsere Sicherheitsinstanzen von seiner erfolgreichen „Resozialisierung“ überzeugt.

Wir gehen zu Fuß ungefähr eine Viertelstunde zu einer nahegelegenen deutschen Gaststätte „Drei Kronen“, wo es einen deutschen Braumeister gibt. Dort kommt seine Frau dazu, eine nette bayerische Schwäbin aus Burgau bei Augsburg. Ich habe an Augsburg gute Erinnerungen, zuletzt die Geschichte mit der Ihle-Bäckerei und der Spyware im Computer des Betriebsratsvorsitzenden, die ja unerwartet gut ausging. Sie erzählt von einem Bäcker in Burgau, der so gute Brezeln herstellte, dass sich sonntags immer eine Schlange mit mindestens 20 Personen vor seinem Laden bildete, wenn er sie aus dem Ofen holte. Er hätte aber sein Rezept mit ins Grab genommen, keiner kenne es.

Die beiden haben sich die viereinhalb Jahre in China sehr wohl gefühlt und würden gerne samt ihrer beiden Kinder noch länger hier bleiben. Nun hat der liebe Michael die Fähigkeit, eigentlich nicht viel zu tun, aber gleichwohl immer den Eindruck zu erwecken, schrecklich beschäftigt zu sein. Wir hatten es deshalb in der ganzen Zeit auch nie geschafft, uns hier zu treffen, immer hatte er irgendetwas anderes vor. In ein paar Monaten ist aber Schluss. Ich erzähle ihm die Situation im Justizariat der IG Metall aus meiner Sicht, aber er hat im Prinzip andere Pläne. Ich rede viel zu viel; die beiden amüsieren sich zwar meistens, aber ein solches Gespräch bringt für den Redenden kaum neue Erkenntnisse. Ein paar Dinge kommen trotzdem raus.

In der KP Chinas gebe es die unterschiedlichsten Ansichten und Gruppen; man finde – „vielleicht bis auf die FDP“ – alle Positionen, die bei uns in den verschiedenen Parteien vertreten würden. Nur sei das eben in China unter einem einheitlichen Dach versammelt.

Unter seinen vielen Gesprächspartnern sei keiner, den man als „ideologisch geprägt“ einschätzen könnte. Auch Leute aus der Internationalen Abteilung des ZK hätten allenfalls ein sehr oberflächliches Verständnis von Marx. Die Frage sei natürlich, was man unter „ideologisch geprägt“ verstehe, sage ich; man müsse ja nicht reden wie Wolfgang F. Haug. Den hatten wir beide schon zu früheren Zeiten nicht verstanden. Ich meine allerdings auch, was das Land zusammenhalte, sei das Chinesisch-Sein. Es solle der Nation und den eigenen Nachkommen mal besser gehen als einem selbst, und daran arbeite man mit Umsicht und Energie. Wie viel Orientierung man da durch die Erkenntnisse von Marx und anderen Klassikern gewinne, wisse ich auch nicht. Ob man beispielsweise die Forderung Deng Xiaopings ernst nehme, dass erst einige reich würden, dann aber alle anderen nachziehen müssten und auch Wohlstand erwerben würden, das sei eine aktuelle Frage, die noch ungeklärt sei. Ich erzähle von der Tagung der Luxemburg-Stiftung und des Spracheninstituts der Partei vom letzten Jahr, wo dies ein wichtiges Thema war und ich mit der deutschen Erfahrung des Lastenausgleichs nach dem Zweiten Weltkrieg einige Resonanz fand.

Die Chinesen würden auswendig lernen und könnten nicht abstrahieren. Immer wenn er auch mit guten Bekannten längere Zeit rede, erreiche er einen Punkt, wo diesen das Verständnis und die Durchdringung der Materie fehlen würden. Irgendwie bleibe alles an der Oberfläche. Ich finde das überhaupt nicht. Wenn beispielsweise Frau Du über bestimmte Fragen nicht weiter diskutiert, hat dies andere Ursachen als ihre mangelnde Abstraktionsfähigkeit – man betrachtet ein Thema als zu heikel (das passiert bei so einem Diplomaten wie Sunnus natürlich noch viel häufiger als bei mir), man ist sich nicht ganz sicher und will keinen Unsinn erzählen, oder man hat Meinungen, die der andere (die Langnase) nicht unbedingt kennen soll. Ich kann jedenfalls die These von der mangelnden Abstraktionsfähigkeit in keiner Weise bestätigen.

Wir kommen auf die chinesischen Investitionen in Deutschland zu sprechen. Er hat verständlicherweise selbst nicht damit zu tun, aber er will mir einen Kontakt herstellen mit der Handelskammer – auch wegen meines Steuerproblems. Ich erzähle von dem Betriebsrat der

(aufgekauften) Firma Saargummi, der nach China eingeladen wurde und in Chongqing vom Provinzgouverneur empfangen wurde. Nach einiger Zeit sei sogar „dessen Vorgesetzter“ dazu gekommen. Michael und seine Frau amüsieren sich, wie ein Provinzgouverneur noch „einen Vorgesetzten“ haben könne, so was Dummes. In Wirklichkeit war das der Parteisekretär der Provinz, den man durchaus als Vorgesetzten qualifizieren kann, aber daran hatten die beiden nicht gedacht. Ein bisschen mehr Abstraktionsfähigkeit und Kombinationsgabe wären da ganz gut, denke ich im Stillen, aber sage es natürlich nicht.

Ich erzähle von Jinan, von Shanghai, vom Konflikt an der Uni – alles Dinge, die sie interessieren. Plötzlich ist es halb zehn und damit für chinesische Verhältnisse ziemlich spät. Ich muss ja noch nach Changping und für diesen Zweck ein Taxi finden. Das erste lehnt ab, das sei zu weit draußen, das zweite wird von Michael und seiner Frau auf Chinesisch bequatscht und erklärt sich bereit, mich dorthin zu fahren („haode“). Die beiden haben recht gut Chinesisch gelernt, jedenfalls so viel, dass sie sich im Alltag ziemlich fließend verständigen können. Es dauert im Taxi eine gute Dreiviertelstunde, die Autobahn ist ohne Stau, es kostet 125 Yuan; das ist im Vergleich zur Hinfahrt der gesparte Umweg.

### **Samstag, 6. April**

Ich bin heute mit Yufei am 12 Uhr an der Bei Wai verabredet und will das Transportproblem anders lösen. Es gibt den Bus Nummer 345, und der fährt als „Schnellbus“ bis in die Stadt. Dort kann man dann ein Taxi nehmen, das vielleicht 20 Yuan kostet, um ans Ziel zu kommen. Die Benutzung des Busses ist gratis; wir haben die Privilegien des öffentlichen Dienstes. Also mache ich mich kurz nach 10 Uhr auf und finde auch die Bushaltestelle. Es fährt mir einer vor der Nase weg, aber das ist nicht weiter schlimm, denn der nächste kommt nach einer Minute und ist noch so leer, dass ich gut einen Sitzplatz finde. Er hält noch ein paar Mal in Changping, dann geht es auf die „Autobahn“. Es ist furchtbar viel Stau, weshalb wir erst um Viertel vor zwölf am Ziel sind. Dort finde ich relativ schnell ein Taxi; die Bei Wai ist dem Taxifahrer bekannt, weshalb ich für gut 20 Yuan auch schnell dorthin komme und kaum zu spät bin.

Yufei führt mich in ein „muslimisches“ Restaurant mit chinesischer Küche, aber ohne Schweinefleisch. Später entdecken wir noch ein anderes, es ist eine Art neuer Mode. 2006 gab es das noch nicht. Das Essen ist wohlschmeckend, hervorragende Krabben mit Gemüse. Wir

reden über dies und das, weniger als letztes Mal über die USA, wo sie ja 2011/2012 ein Jahr verbrachte.

Sie studiert chinesische Literaturwissenschaft und bereitet ihren Doktor vor, der die Funktion unserer Habilitation hat. Dann würde man aber erst mal „lecturer“, anschließend Vizeprofessor und dann nach zehn Jahren vielleicht Professor. Sie will aber an der Uni bleiben, da man dort eine interessantere Arbeit habe als irgendwo in der Verwaltung oder in einem Betrieb. Die Professoren seien sich oft nicht grün, man würde aber die Form wahren („the face“ wie sie sagt). „Mobbing“ sei in China kaum vorstellbar. Wer neu irgendwo reinkomme, werde in eine Gruppe integriert, gehe mit den Kollegen essen usw. Es komme nicht vor, dass jemand ganz für sich bleibe. Sie habe auch noch nie von solchen Fällen gehört. An der Bei Wai hätten sie einen wissenschaftlichen Mitarbeiter, der so viel Angst habe vor der Lehre, dass er dazu nicht in der Lage sei. Auch bei der Forschung würde nichts rauskommen. Man gebe ihm einfache Routinearbeiten in der Verwaltung, er sei damit zufrieden und mache einen aufgeräumten Eindruck. Das ist wirklich so (nach meinem Eindruck), weil sie ein ehrlicher Mensch ist und sonst eher negative Dinge erzählt.

Es hat auch eine traurige Geschichte gegeben in der Bei Wai. Ein Wissenschaftler, 36 Jahre alt, ist plötzlich verstorben. Er hat immer unheimlich viele Überstunden gemacht, weil er ein schlechteres Gehalt als die Habilitandin Yufei hatte, und die Überstunden werden gut bezahlt. Außerdem ist die Chance größer, wissenschaftliche Arbeiten zustande zu bringen. Es ging ihm einfach ein paar Tage schlecht, aber es wurde nichts Ernstes diagnostiziert, und plötzlich starb er - an Leukämie, die man bei der Obduktion feststellte und die man ersichtlich nicht entdeckt hatte. Alle im Institut sagten, er habe zu viel gearbeitet, nur um einigermaßen Geld zu verdienen. Ähnlich wie bei Libin Xie hat man hier das Phänomen, dass der Einzelne glaubt, mit einer quantitativen Steigerung des Arbeitseinsatzes zu mehr Erfolg zu kommen. Das ist eine negative Seite der „Lerngesellschaft“. Ob es von Konfuzius auch Betrachtungen über sinnvolle Freizeit gibt? Müsste ich mal überprüfen. Es gebe noch mehr solche Fälle, sagt Yufei. Ich meine, dass man in Japan von „Karoshi“ spreche, vom plötzlichen Tod am Arbeitsplatz; wenn man laut sage, das sei eine typisch japanische Erscheinung, dann würde sicher was dagegen getan. Das lockert die Stimmung wieder etwas auf.

Wir fahren mit dem Taxi in den Yu Yuan Tan – Park, der in dieser Jahreszeit für seine Kirschblüten bekannt ist. „Tan“ heißt „Teich“, „Yu“ steht aber nicht im zweiten Ton (was

„Fisch“ bedeuten würde und hier nahe liegt), sondern im vierten, was ihm die Bedeutung von „Jade“ verleiht. Yuan ist nicht die Währung, sondern heißt hier „tief“. Wir kommen also in den Park des tiefen Jade-Sees. Ein sehr großes Gelände mit einem zweigeteilten See und vielen Tretbooten, zunächst keine blühenden Kirschbäume zu entdecken. Als man in den siebziger Jahren die diplomatischen Beziehungen zu Japan wieder aufgenommen hatte, hatte der japanische Ministerpräsident Kirschbäume mitgebracht; die pflanzte man hier ein, und in der Zwischenzeit entwickelte sich eine Unzahl von Bäumen. Wegen der Kälte waren die meisten Bäume noch nicht so weit, aber es gab einige „Nester“, wo sich ein blühender Baum an den andern reihte und viele Besucher Fotos machten. Schön anzusehen. Vor lauter Blüten sieht man die Zweige kaum mehr. In zwei Wochen blühen dann andere, erklärt mir Yufei, denn es gibt unterschiedliche Sorten von Kirschbäumen.

Wir spazieren über das große Gelände; es hat fast so viele Leute wie gestern auf der Landwirtschaftsausstellung. Ihre Doktorarbeit ist eine interdisziplinäre. Sie bezieht sich auf den berühmten Roman „Goldener Lotus“, den es – ich habe gegoogelt – auch auf Deutsch gibt. Er ist im 16. Jahrhundert geschrieben worden und beschreibt als erster das reale Leben bei reichen Leuten mit vielen Frauen und Geliebten und bei normalen Leuten. Drei Bände sei das Ding lang, aber sehr berühmt. Damals habe sich erstmals so etwas wie ein Markt entwickelt, die Leute hätten ihre Kleidung und ihre Schuhe nicht mehr selbst hergestellt. Das war ungefähr die Zeit der Renaissance bei uns in Europa, es gab Verbindungen, aber keine sehr intensiven. In dem Roman spielten sie jedenfalls keine Rolle. Ihr geht es nun darum, die Vorstellungen herauszufinden, die damals über Geld herrschten, denn mit der Warenwirtschaft erhöhte sich die Bedeutung des Geldes. Daneben gehe es um literarische Fragen; es sei sehr viel Alltagssprache in den Roman eingegangen, die man sich heute mit Hilfe von Lexika erschließen müsse. Ich hätte direkt Lust, das Buch auch zu lesen, aber wenn ich einen solchen Arbeitsstil beginne, werden die Fahnen nie korrigiert werden. Schade eigentlich, ich könnte dann besser mit ihr diskutieren.

So erzähle ich halt, was ich spontan über die Gesellenbewegung im Mittelalter weiß, die ja auch die erste Organisationsform in einem sich entwickelnden (Arbeits-)Markt war. Schlechte Arbeitgeber seien in Verruf geraten, manchmal sogar ganze Städte. Ich hätte auf der Tagung letztes Jahr in Guangzhou mit dem Vorsitzenden der dayworkers' union gesprochen, und die hätten ein ganz ähnliches Organisationsprinzip. Die Parallele interessiert sie sehr, ebenso meine These, dass eine netzförmige Organisation stabiler sei als die heutige

Gewerkschaftsstruktur, die dem traditionellen Industriebetrieb nachgebildet sei. Auch hätten die arbeitnehmerorientierten Juristen die letzten 20 bis 30 Jahre in Deutschland ganz gut überstanden, während die Gewerkschaft die Hälfte ihrer Mitglieder verloren habe. Wie das Netz funktioniere? Mich hätte vor einiger Zeit mal ein Richter angerufen, den ich nur einmal kurz gesehen hätte und wir hätten eine Stunde lang am Telefon diskutiert, wie er ein arbeitnehmerfreundliches Urteil begründen könne. Man wisse, wer wo stehe, und man vertraue sich eben. Es gebe auch keine Hierarchien, nur bekannte und weniger bekannte Leute. Aber es wäre kein Problem, wenn ein junger Anwalt sagen würde, das, was der alte Professor sage, leuchte ihm überhaupt nicht ein, das mache er ganz anders. Die positive Seite ist dabei vielleicht ein bisschen stark betont, aber wenn ich mir überlege, wie viel Energie es kosten würde, wenn ich mit Kittner und Klebe in derselben Organisation wäre; da das nicht der Fall ist, klappt es mit dem Kommentar auch dann, wenn die persönlichen Beziehungen alles andere als gut sind.

Auch im chinesischen Wissenschaftsbetrieb wird abgeschrieben. Yufei hatte eine (ich vermute: sehr gute) Master-Arbeit geschrieben. Ihr Betreuer meinte, das sei auch seine Arbeit und veröffentlichte sie in der Weise, dass sein Name zuerst genannt wurde. Nun hat er einen Sammelband herausgebracht, und dort ist der Beitrag allein unter seinem Namen abgedruckt – eine offenkundige Gemeinheit. Er sei aber sehr einflussreich, und da könne man nicht viel machen. Ich erzähle, wie ich unter dem Namen „Fritz Baur“ mal im Soergel-Siebert einen Kommentar zum Wohnungseigentumsgesetz geschrieben hatte, eben weil ich dort Hiwi war; später kamen dann im selben Kommentar die §§ 1365 bis 1369 unter dem Pseudonym „Hermann Lange“ dazu (der aber mehr daran verändert hatte). Ich erzähle auch den Fall mit Coen, der aus einer Bremer Abschlussarbeit abgeschrieben hatte, der dann aber fürchterlich eine aufs Dach gekriegt hatte und im „Betrieb“ nie mehr veröffentlichen durfte. Ein bisschen tröstet es, aber das Problem ist, dass im Bereich Literaturwissenschaften der Output eben nicht so groß (und so leicht zu bewerkstelligen) ist wie unter Juristen. Natürlich reden wir auch über Guttenberg und Schavan; beides ist ihr sehr genau bekannt. Offensichtlich hat die chinesische Presse darüber eingehend berichtet. Mein Argument im Fall Schavan, eine vor über 30 Jahren begangene Dummheit könne jetzt keine Folgen mehr haben, selbst eine Verurteilung wegen Totschlags wäre inzwischen ja aus dem Strafregister getilgt, verfängt nicht so recht.

Man müsse Freunde außerhalb der eigenen Uni haben, sage ich ihr, sonst könne es einem schlecht ergehen. Mir hätte es einstens unheimlich genützt, dass die Presse über mein ÖTV-Gutachten zum Streik im öffentlichen Dienst eingehend berichtet hatte; da sei ich für die Tübinger Fakultät irgendwie weniger angreifbar geworden, denn sie hätten ja nicht gewusst, ob die Presse nicht wieder berichten würde, wenn sie mich hinauswerfen oder sonst schlecht behandeln würden. Also ein wenig Lebensberatung unter Kirschblüten.

Die Heimfahrt ist nicht ganz unkompliziert. Um ca. 5 Uhr brechen wir im Park auf, warten lange auf ein Taxi, aber finden keines. Dann schlägt Yufei vor, dass wir mit dem Bus zur Bei Wai fahren und ich dort ein Taxi nehme. Nur muss man erst rauskriegen, welcher Bus zur Bei Wai fährt. Als wir das wissen, fährt einer vorbei, hält aber wegen Überfüllung nicht. Der nächste tut es dann, und wir kommen dann relativ schnell zu diesem Ziel.

An der Bei Wai war gleich ein Taxi zu bekommen. Ich hatte mir den Startplatz für die Linie 345 notiert, wie er im Faculty Manual stand: „Beitaiping Qiao“. Das war dem Taxifahrer auch bekannt, aber er hatte noch nie gehört, dass dort die Linie 345 verkehre. Er kenne aber einen Ort im Haidian-Distrikt nicht weit von hier, wo sicherlich die 345 verkehre. Also vereinbart er mit Yufei, mich dorthin zu bringen. Klingt alles einleuchtend, und er macht auch keinen unsympathischen Eindruck. Das Problem ist nur, dass er den angeblichen Startpunkt nicht findet. An der Haltestelle, wo er mich hinbringt, verkehrt die Linie 345 nicht. Also fährt er weiter und sucht. Den Zähler hat er ausgeschaltet bei 25 Yuan, er ist ersichtlich kein Betrüger und sagt ausdrücklich „sorry“. Sonst ist nicht viel Kommunikation möglich. Wir fahren vielleicht 20 Minuten an allen möglichen Haltestellen vorbei; sie finden sich alle an der Ausfallstraße Richtung Changping. Schließlich entdecken wir einen Bus 345 und der wird jetzt einfach so lange verfolgt, bis er hält. Das tut er dann auch, und ich steige um und erwische auch einen Sitzplatz. Nur: Der Bus hält alle 400 Meter. Es ist nicht der Schnellbus, sondern gewissermaßen der Personenzug. Da die Entfernung bis Changping noch ungefähr 25 Km beträgt, kann man sich ausrechnen, wie häufig er hält. Die Straße führt weitgehend parallel zur Ausfallstraße, dort sieht man immer wieder den „richtigen“ 345 vorbeifahren. Nun ja, so lernt man Beijing ein wenig kennen, eben auch die Gebäude außerhalb der Hochhäuser, die vermutlich in den sechziger oder siebziger Jahren errichtet wurden.

Schließlich sind wir nach gut eineinhalb Stunden in Changping. Ich hatte dem Schaffner gesagt, dass ich in die Fuxue Lu wollte, das hat er auch verstanden, aber wusste nicht, wo die



war. Einzelne Straßen bzw. Gebäude hatte ich schon mal gesehen, das war noch ein Stück von der Uni entfernt. Dann kommen wir an einer Endhaltestelle an, ein bisschen nach Depot aussehend. Keine Auskunft, wo die Fuxue Lu sei. Mit mir steigen zwei Afrikaner aus, die ein bisschen Englisch reden und auch zur „Dschangfa Daschüe“ wollen, aber nicht wissen, wie man da hinkommt. Ich frage Chinesen, und die deuten alle in dieselbe Richtung. Die Afrikaner suchen stattdessen nach dem Fahrplan an einer Bushaltstelle, allerdings für die Busse, die in die entgegengesetzte Richtung fahren. Ich sage ihnen das, aber sie meinen, die Busse würde hier drehen. Ersichtlich wenig verlässlich; wenn sie sich so gut auskennen würden, hätten sie nicht das gleiche Problem wie ich. Also verabschiede ich mich und gehe in die angegebene Richtung. Nach einiger Zeit frage ich wieder; man muss rechts abbiegen, ich erkenne auf dem Verkehrsschild das Zeichen für „daxue“ (=Uni). Wenn mündliche Auskunft und Verkehrszeichen übereinstimmen, wird es wohl stimmen. An der nächsten Kreuzung wieder einen angequatscht: „Tsching wen, dschangfa daxue?“ Ja, ich muss wieder nach links, dann sehe ich in der Ferne das Gebäude der CESL. Hurra! Ich werde noch von einem jungen Chinesen angesprochen, der gerne ein bisschen Englisch redet. Ja, er hätte einen Freund in Deguo, Scheer würde der heißen. Er selbst studiere nicht hier, sondern an einer anderen Uni. Er muss nach rechts, ich gehe geradeaus – insgesamt war es ein Abendspaziergang von gut einer halben Stunde. Gegen zehn bin ich dann in relativ müdem Zustand im Hotel.